

Die Prüfung der Personen nahm er als unzweifelhaftes Recht in Anspruch, weil diese anerkanntermassen demjenigen zukomme, welchem die Handauflegung zustehe. Auch war es für ihn in jeder Hinsicht gelegener und bequemer, diese zu betonen und die Prüfung der Wahl daneben in den Schatten treten zu lassen, wie er sich die Prüfung der Wahl wiederum dadurch erleichtert, dass er stets die Krönung mit hineinzieht, um hervorzuheben, dass nur Otto diese an dem rechtmässigen Orte und von der berechtigten Stelle, ubi debuit et a quo debuit, in Aachen durch den Erzbischof von Köln, empfangen habe. Der unzweifelhaft allein berechtigten Auffassung gaben jedoch die Anhänger Philipps in dem Hallenser Proteste vom Jahr 1202 Ausdruck, indem sie erklärten, dass es bei der zwiespältigen Wahl eines römischen Königs keinen höheren Richter gebe, dessen Spruch die Sache erledigen könne, sondern der Zwiespalt nur durch freiwillige Einigung der Wähler zu beseitigen sei.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Reg. de reg. imp. Nr. 61 p. 1064: Romanorum enim regis electio, si in ea scissa fuerit, non est superior iudex, cuius ipsa sententia integranda, sed eligentium voluntate spontanea consuenda. Winkelmann a. a. O. S. 255.

H. cit. 240 la 4  
(18. Jan. 1896)

# Rede

## zur Gedenkfeier der Kaiserproclamation

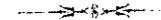
am 18. Januar 1896

in der Aula der Universität Freiburg

gehalten

von dem derzeitigen Prorector

Professor Dr. von Simson.



Freiburg i. B.  
Universitäts-Buchdruckerei von Chr. Lehmann.

1896

S

TS

n

Die Prüfung  
in Anspruch  
welchem  
jeder Hinsicht  
die Prüfung  
lassen, wie  
erleichtert  
hervorzuh  
und von  
in Aachen  
Der unzw  
die Anhäng  
Ausdruck,  
Wahl ein  
dessen Spi  
nur durch

1) R  
scissa fuerit,  
tate spontane

## Königliche Hoheit!

### Hochansehnliche Versammlung!

Am 18. Januar 1871, genau 170 Jahre nach der Krönung des ersten preussischen Königs in Königsberg, fand die feierliche Proklamation des neuen Deutschen Kaiserreiches im Spiegelsaal des Schlosses Ludwigs XIV. zu Versailles statt.

Überall in Deutschland wird das Andenken dieses Tages heute festlich begangen, und obschon er sich einer langen Reihe anderer Gedenktage anschliesst, so setzt er ihnen allen erst die Krone auf. Auch die glänzendsten Siege würden uns gemischte Gefühle hinterlassen haben, wie einem früheren Geschlechte der Sieg von Leipzig, wenn aus ihnen nicht die Frucht entsprossen wäre, welche heute vor fünfundzwanzig Jahren eingebracht wurde. Nun bezeugt die allgemeine herzliche Freude, dass das junge Reich die auf dasselbe gesetzten Hoffnungen nicht getäuscht hat, und diese Thatsache wird selbst wieder dazu beitragen, es zu stärken und zu befestigen.

So möchte denn auch unsere Hochschule, für welche seit der Neubegründung des Reiches eine Zeit erfreulichsten Aufblühens eingetreten ist, dem Hochgewinn dieses Tages und den Helden und Kämpfern, welche den Deutschen

S

S

11

ein mächtiges Vaterland wiedergegeben haben, ihre Huldigung darbringen.

Indessen dürfte es bei einer akademischen Gedenkfeier nicht ungeziemend erscheinen, den Blick über die Ereignisse, welche noch in allgemeiner Erinnerung sind, hinaus weiter rückwärts zu richten und den Versuchen zuzuwenden, welche nach dem Untergange des alten Reiches gemacht wurden, um das Reich und sein Kaiserthum wieder aufzurichten. Die fehlgeschlagenen Bestrebungen früherer Zeiten lassen uns die Schwierigkeit der Aufgabe, welche Kaiser Wilhelm mit seinen Paladinen gelöst hat, und die Grösse ihres Erfolges in um so hellerem Lichte erscheinen. Man wird auf diesem Wege über Manches hinweggehen, was von allen Zungen wiederklingt, vielleicht aber auch Einzelnes in Erinnerung bringen, was vergessen ist.

Die Sterbestunde des alten römisch-deutschen Kaiserthums rückte bereits heran, als im Jahre 1804 zwei andere Kaiserthümer entstanden, deren Ursprung in engen Zusammenhänge miteinander steht; das französische und das österreichische. Als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen erheben liess, fasste man am Wiener Hofe den Beschluss, dass der deutsche Kaiser Franz II. in seiner Eigenschaft als Herrscher der österreichischen Erblande den Kaisertitel annehmen solle. Es war der Preis, den Oesterreich für die Anerkennung des neuen französischen Kaiserthums verlangte und ohne Schwierigkeit erhielt.

Franz II. trug nun einstweilen zwei Kaiserkronen, die Wahlkrone des deutschen Reiches und die neue erbliche Kaiserkrone Oesterreichs — aber nur kurze Zeit. Der unglückliche Krieg von 1805, der Abfall einer Anzahl deutscher Fürsten vom Reiche und ihre Vereinigung zum Rheinbunde unter dem Protektorat des Kaisers der Franzosen veranlassten Franz, am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niederzuliegen. Er erklärte, dass es ihm unmöglich

Die Pro  
in Ansp  
welchen  
jeder II  
die Pr  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und von  
in Aach  
Der un  
die Anb  
Ausdr  
Wahl e  
dessen  
nur du

scissa fuer  
tate sponti

gemacht sei, die Wahlkapitulation und die Pflichten seines kaiserlichen Amtes ferner zu erfüllen, sagte sich und seine deutschen Provinzen gleichfalls von dem Reichskörper los und entband die Stände und Unterthanen des Reiches von ihren Pflichten gegen ihn als Reichsoberhaupt.

Es konnte eine Zeit lang scheinen, als sei sein Nachfolger schon da und kein anderer als der neufränkische Kaiser, der später sein Eidam wurde. Als Napoleon Kaiser ward, erklärte er zwar, dass er keinen höheren Rang in Anspruch nehme als die früheren Monarchen Frankreichs. Die allgemeine Meinung erkannte jedoch, dass er nach der alten römischen Kaiserwürde trachte. Er sah sich als den Nachfolger Karls des Grossen an; die Erinnerungen an diesen wurden von ihm gelissentlich aufgesucht und genährt. Er liess sich durch den Papst salben. Wie Karl der Grosse auch König der Langobarden geworden war, setzte Napoleon sich die eiserne Krone auf das Haupt. Wie die gewählten und gekrönten Nachfolger der römisch-deutschen Kaiser „Römische Könige“ genannt worden waren, so gab er seinem Sohne den Titel „König von Rom“, nachdem er Rom zur zweiten Stadt des Kaiserreichs erklärt hatte. In Norddeutschland dehnten sich die Grenzen seines Reiches nach den Reunionen von 1810 bis zum Departement der Elbmündungen aus, während der unter seiner Oberherrschaft stehende Rheinbund fast alle deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs und der Trümmer Preussens umfasste.

Man hatte dem alten, tausendjährigen Kaiserthum wenige Thränen nachgeweiht. Sein Untergang machte im Allgemeinen noch geringeren Eindruck als einige Jahre früher der Verlust des linken Rheinufers. Nur an wenigen Orten, deren Bedeutung mit dem alten Reiche besonders verwachsen war, wie die Wahlstadt Frankfurt, theilte man nicht ganz die allgemeine Gleichgültigkeit. Von dort hatte die Frau Rath Goethe ihrem Sohne im Oktober 1805 geschrieben:

S

TS

10

„Vor ungefähr 20 Jahren sang Mephistopheles\*) im Doctor Faust:

Das liebe heil'ge Röm'sche Reich,  
Wie hält's nur noch zusammen?

Jetzt kann man es mit Recht fragen — und dann schrieb sie am 19. August 1806: „Mir ist übrigens zu Muthe, als wenn ein alter Freund sehr krank ist, die Aerzte geben ihn auf, man ist versichert, dass er sterben wird, und mit all der Gewissheit wird man doch erschüttert, wenn die Post kommt, er ist todt. So gehts mir und der ganzen Stadt — gestern wurden zum ersten Mal Kaiser und Reich aus dem Kirchengebet weggelassen.“

Indessen trotz der fast allgemeinen Theilnahmslosigkeit, mit welcher das Ereigniss sonst aufgenommen wurde, genügte die furchtbare Lehre weniger Jahre, um die Nation mit der Sehnsucht nach den alten Symbolen ihrer Einheit und Macht zu erfüllen. Im Jahre 1813 dichtete Rückert die Ballade vom alten Barbarossa, durch welche die eigentlich auf Friedrich II. bezügliche Kaisersage erst fest mit dem Rothbart, der Lieblingsgestalt des Volkes unter den mittelalterlichen Kaisern, verwachsen ist. Es lag dabei eine Verwechslung zu Grunde, bei der die Volksvorstellung dem Sinn der Sage jedoch insofern treu blieb, als sie an die alte heroische Kaiserzeit jenseits des Interrognum anknüpfte, die mit Friedrich II. untergegangen war.

Wie aber konnten Einheit und Macht auf dem Boden der thatsächlichen Verhältnisse wiederhergestellt werden? Das war die Aufgabe, die in ein Labyrinth von Schwierigkeiten führte, an welcher der Wiener Kongress in den Jahren 1814—1815, das Frankfurter Parlament in den Jahren 1848—1849 scheiterten und welche die Staatskunst und das Schwert Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes in der Zeit von 1864—1871 lösen sollte.

\*) Dies ist ein kleiner Gedächtnissfehler.

Der Aufruf von Kalisch verhiess im Namen Russlands und Preussens die Wiederherstellung des ehrwürdigen Reiches, dessen Neugestaltung allein den Fürsten und Völkern Deutschlands überlassen werden und aus dem ureigenen Geiste der Nation hervorgehen sollte. Allein der mangelhafte Erfolg des ersten Waffenganges gegen den Feind, der Beitritt Oesterreichs zur Coalition, die Zusage der Souveränität an die Rheinbundfürsten als Preis ihres Anschlusses in den Verträgen von Ried, Fulda u. s. w. vereitelten die Ausführung dieses Programms. Der erste Pariser Friede bestimmte, dass die deutschen Staaten durch ein föderatives Band vereinigt werden, d. h. dass das Reich nicht wieder entstehen, sondern an seine Stelle nur ein Bund treten solle. Gleichwohl verlangten auf dem Wiener Congress, welcher dieser Bestimmung Gestalt zu geben hatte, die Vertreter von 29 Kleinstaaten, denen sich nachträglich noch ein paar andere anschlossen, die Wiederherstellung des Kaiserthums, eines gemeinsamen Oberhauptes, wie es einst dem deutschen Volke den ersten Rang unter den europäischen Nationen gegeben habe. Auch der Freiherr vom Stein theilte und unterstützte diese Wünsche. Es gelang ihm, den russischen Czaren dafür zu gewinnen, in dessen Auftrage Kapodistrias die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde in einer Denkschrift befürwortete. Ein Grieche legte hier die verderblichen Folgen der Zersplitterung Deutschlands dar. Aber Kaiser Franz hegte nur geringe Neigung, sich die Krone, die er einst so kühl niedergelegt, von Neuem aufsetzen zu lassen. Die preussischen Staatsmänner widerstrebten dem Oesterreich zugedachten Kaiserthum. Den guten Gründen von Kapodistrias setzte Wilhelm von Humboldt nicht minder tüftige entgegen. Er konnte sich nicht denken, dass die erloschene, in sich erstorbene Kaiserwürde die belebende Seele des neuen deutschen Staatskörpers werden könne. Während Stein in der Wiederherstellung des Kaiserthums

Die Pro  
in Ansp  
welchen  
jeder H  
die Pr  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und von  
in Aach  
Der un  
die Anb  
Ausdruc  
Wahl e  
dessen  
ntür dül

scissa fuer  
tate spont

S  
TS

n

Schwarzenberg wollte Deutschland zu einem Anhängsel von Oesterreich machen, das mit seinem ganzen Gebiet, ausser den italienischen Provinzen, in den deutschen Bund eintreten wollte und in einem zu errichtenden Delegirtenparlament für sich 38 Vertreter beanspruchte, während Preussen und alle übrigen deutschen Staaten zusammen sich mit 32 begnügen sollten. Dabei zählte Oesterreich in allen seinen weiten Kronländern noch nicht die Hälfte soviel Deutsche wie Preussen. Die richtige Antwort auf eine so egoistische Politik fand ein Mann, dessen wir an dem heutigen Tage an dieser Stelle um so lieber gedenken mögen, als er lange an der Freiburger Hochschule angehört und hier in enger Gemeinschaft mit Rotteck gewirkt hat, Karl Theodor Welcker. Schon im politischen Leben Badens hatte Welcker sich besonders durch Stellung von Anträgen — oder, wie der damals übliche französirende Ausdruck lautete, von Motionen — hervorgethan. Man nannte ihn, wie Treitschke erwähnt, im Lande den Mann, „der die schönen Motionen macht.“ So hatte Welcker zuerst, im Jahre 1831, ein deutsches Parlament gefordert. Noch geeigneter ihm ein dauerndes Andenken zu sichern ist jedoch der Antrag, mit welchem er im März 1849 die Frankfurter Nationalversammlung und Deutschland überraschte. Der Welckersche Antrag, durch eine einzige Gesamtstimmung die Verfassungsberathung abzuschliessen und dem Könige von Preussen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen, erregte um so lebhaftere Sensation und schwellte die Segel der patriotischen Hoffnungen um so freudiger, als sein leidenschaftlicher, aber grundehrlicher Urheber bisher bis zum Fanatismus grossdeutsch und antipreussisch gewesen war. „Wenn nur der preussische Erbkaizer abzuwenden ist!“ hatte er noch nicht lange vorher mit seinem heftigsten Gestus ausgerufen. Jetzt war Welcker der Erste von so vielen, die sich bekehrt haben. Sein Antrag fiel, trotz

Die Pro  
in Ausp  
welchen  
jeder El  
die Prt  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und von  
in Aacl  
Der un  
die Anb  
Ausdru  
Wahl d  
dessen  
nur du

acissen fuor  
tate spont

glänzender Vertheidigung durch den Berichterstatter des Verfassungsausschusses, Gabriel Rösser aus Hamburg, in welcher die Beredsamkeit des ersten deutschen Parlaments ihren Gipfelpunkt erreichte — ward aber dennoch auf anderem Wege verwirklicht. Die Reichsverfassung vom 28. März 1849 bestimmte, dass die Würde des Reichsoberhaupts mit dem Titel „Kaiser der Deutschen“ als eine erbliche einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werden sollte, und hieran schloss sich an demselben Tage die Wahl dieses Fürsten, bei der sich zwar 248 Mitglieder, grosstheils Oesterreicher, der Stimmabgabe enthielten, die übrigen 290 dagegen einstimmig den König von Preussen erwählten. Es ist noch heute nicht ohne Interesse, die Abstimmungsliste nach dem stenographischen Bericht durchzugehen. Von den Abgeordneten aus Baden finden wir u. A. Mathy und Robert v. Mohl unter den Kaiserwählern; besonders aber glänzt unter ihnen eine ganze Schaar hervorragender deutscher Historiker, wie Dahlmann, Droysen, Max Duncker, Friedrich v. Raumer, Stenzel, Waitz. Die Glocken der alten Wahlstadt läuteten, Deutschland schien wieder einen Kaiser zu haben; formell konnte die Reichsverfassung als rechtsgültig, die Zustimmung der einzelnen Regierungen als nicht mehr erforderlich betrachtet werden, insofern der Bundestag im Sommer 1848 abgedankt und seine Befugnisse in die Hände der provisorischen Centralgewalt niedergelegt hatte. Selbst heute geht dahin die Auffassung von Juristen wie Richard Schröder und Binding.

Thatsächlich kam jedoch Alles darauf an, ob der König von Preussen die auf ihn gefüllene Wahl annehmen würde. Friedrich Wilhelm IV. rühmte sich, ein Herz für die deutsche Sache zu haben. Er bezeichnete diese Gefühle als das Erbtheil seiner schmerzreichen Mutter, der Königin Luise. Auch in seinen Augen war der deutsche Bund eine Missgeburt, und er hatte sich mit Hilfe eines seiner nächsten

S

TS

11

Oesterreichs und der Mittelstaaten, der eigene Kleinmuth Preussens waren überwunden. Scheinbar war Deutschland nach dem Prager Frieden in drei Bruchstücke zerfallen, die „trois tronçons“, von denen der französische Minister Rouher nicht ohne Behagen sprach — in Wahrheit war die Bahn zu seiner Einigung gebrochen. Mehr und mehr kam dies zu allgemeinem Bewusstsein. In den Tagen, in welchen früher die patriotischen Hoffnungen zusammengebrochen waren, im April 1849, hatte Welcker die Versammlung in der Paulskirche mit der Prophezeiung getröstet: „Wohl hängen draussen eiskalte Wolken über dem Frühlingshimmel und drohen die Blüten zu vernichten. Es ist ähnlich mit unserm politischen Frühlingshimmel. Aber so gewiss durch jene Wolken die Sonne hervorbrechen wird, so gewiss wird die Sonne der Freiheit und Ehre des Vaterlandes wieder hervorbrechen aus den Wolken der Kabinette.“ Jetzt hatte sich die dem Walten der Natur entlehnte Vorhersagung, wenn auch auf unvorhergesehenen Wegen, erfüllt. „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland,“ rief der süddeutsche Abgeordnete Völk 1868 im Zollparlament, und seine Worte weckten ein freudiges Echo.

Aber noch einmal griff Frankreich, dessen Bewegungen diejenigen Deutschlands so oft bestimmt hatten, in die deutschen Geschicke ein, um sehr wider seinen Willen ihre Entwicklung und Vollendung zu beschleunigen. Die tiefere Ursache des Krieges lag allein in der Eifersucht Frankreichs. Napoleon III., in Deutschland erzogen und der deutschen Sprache mächtig, übordies ein alter Bewunderer der preussischen Heereseinrichtungen, war allerdings seiner Gesinnung nach kein Feind von Deutschland oder Preussen. Er hat oft und mit unverkennbarer Vorliebe die Allianz Preussens gesucht; er wünschte sogar eine Verstärkung und Arrondirung Preussens im Norden, freilich auch einen engoren Zusammenschluss der kleineren Staaten unter einander, mit dem Hintergedanken einer Rheinbundpolitik im Kleinen. In

Die Pro  
in Ansp  
welchen  
jeder H  
die Pro  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und vor  
in Aach  
Der un  
die Anb  
Ausdr  
Wahl e  
dessen  
nur du

scissa fuer  
tate spont

seinen besseren Momenten war der französische Kaiser geneigt, der Entwicklung der deutschen Dinge ihren Lauf zu lassen, besonders wenn es ihm gelänge, dabei einen grösseren oder kleineren Gewinn für Frankreich heranzuschlagen, welcher es ihm ermöglichte, sein Prestigeaufrecht zu erhalten. Aber die öffentliche Meinung Frankreichs vermochte sich mit den Gedanken nicht zu befreunden, dass es Deutschland freistehe, sich lediglich nach seinen eigenen Interessen und Wünschen zu constituiren. Benedetti bezeichnet die Auffassung, dass Deutschland dies Recht habe, einmal geradezu als eine Irrlehre, welche selbst die vorurteilslosesten Geister in Deutschland verblende. Thiers, welcher den Muth und das Glück hatte, im entscheidenden Augenblick gegen den für sein Vaterland so unheilvollen Krieg aufzutreten, that es nur, weil er den Anlass schlecht gewählt fand. „Mehr als irgend jemand,“ fügte er hinzu, „wünsche ich die Rückgängigmachung der Ereignisse von 1866.“ Woraus konnte aber Frankreich die Berechtigung schöpfen, in die politische Gestaltung Deutschlands hineinzureden? Hauptsächlich nur aus einer unzulässigen Auslegung der Thatsache, dass die Bundesakte in die Wiener Verträge aufgenommen und insoweit von den europäischen Mächten garantirt war; denn der eigentliche Zweck dieser Massregel war, den Bund gegen fremde Eingriffe zu sichern, aber nicht Deutschland unter die Vormundschaft Europas zu stellen.

Man hat gewagt, die Mittheilung des norddeutschen Bundeskanzlers über die bekannten Vorgänge in Ems als eine Fälschung und als den Schritt zu bezeichnen, welcher den Krieg provocirt habe. In Wahrheit liess sich der Krieg nach jenen Vorgängen nicht mehr mit Ehren vermeiden oder auch nur verschieben. Hier galt es den Stier bei den Hörnern zu fassen. Will man von Fälschung reden, so steht es Deutschen eher an, auf diejenige Fälschung hinzuweisen, deren sich unsere Feinde von damals schuldig

S

7

11

machten. Dem gesetzgebenden Körper wurde vorgespiegelt, dass das französische Kabinet gleich von Anfang an in Ems die Forderung gestellt habe, der König von Preussen müsse sich dem Verzicht auf die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern anschliessen und die Versicherung ertheilen, dass er sie auch in Zukunft niemals wieder gestatten werde. Schon in der ersten Depesche an den französischen Botschafter nach Ems, so wurde versichert und nachdrücklich hervorgehoben, sei dies Vorlangen ausgesprochen worden. In Wirklichkeit war diese Forderung dagegen keineswegs in jener ersten Depesche, die am 7. Juli 1870 abgesandt war, sondern erst in der zehnten Depesche, vom 12. Juli erhoben. Es ist festgestellt, mit Hilfe welcher unwürdiger Kunstgriffe die Täuschung gelang. Dort also, auf französischer Seite ist eine Fälschung begangen worden, und zwar eine ganz plumpe.

Niemals wurde eine gute Sache glänzender über alle Hoffnung hinausgeführt, während beim Ausbruch des Krieges, ungeachtet aller Entschlossenheit und Zuversicht, die vorherrschende Erwartung in Deutschland nur dahin gegangen war: wir werden zuerst geschlagen werden, aber aushalten. Man meint eine unglaubliche Sage zu vernehmen und erfährt doch nur die genaue Wahrheit, wenn man am Schluss von Moltke's Geschichte des Krieges liest: Die Deutschen eroberten 107 Fahnen und Adler, 1915 Feldgeschütze und 5526 Festungsgeschütze; sie verloren 1 Fahne und 6 Geschütze;

Hatte einst die Erhebung des ersten neufränkischen Imperators den Untergang des römisch-deutschen Kaiserthums angekündigt und seine eherne Hand das morsche Gebäude des alten Reichs bald darauf zertrümmert, so entschied jetzt der Tag von Sedan den Sturz des zweiten französischen und die Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Die Kaiserkrone war auf den Schlachtfeldern errungen. Durch den einmüthigen Wunsch der deutschen Fürsten, und freien

Die Pr  
in Ansp  
welcher  
jeder H  
die Pr  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und von  
in Aach  
Der un  
die Anh  
Ausdruc  
Wahl e  
dessen  
nur die

scissa fuer  
tate sponti

Städte und die Beschlüsse des norddeutschen Reichstags ward sie dem ehrwürdigen Sieger übertragen. Das allgemeine Einverständniß war bereits gesichert, als sich dem preussischen Monarchen, diesmal in der Residenz Ludwigs XIV. die Volksvertreter mit der gleichen Bitte nahen wie einst seinem Bruder.

Und diese Kaiserkrone schmückte König Wilhelms graises Haupt um so schöner, als er sie wahrlich nicht in prunksüchtiger Eitelkeit erstrebt hatte. Wie Karl dem Grossen, dem Frankenkönige, nach der Erzählung seines vertrauten Biographen der Kaisernamen anfangs so zuwider gewesen sein soll, dass er versicherte, er würde an jenem Weihnachtstage des Jahres 800 die Peterskirche nicht betreten haben, wenn er die Absicht des Papstes vorausgesehen hätte, so fiel es dem hochbejahrten Preussenkönige schwer, in späten Tagen eine neue Würde anzunehmen. Nur aus Pflichtgefühl gegen das gemeinsame Vaterland brachte er dies Opfer theurer Gewohnheiten. Anders empfand und dachte sein hochstrebender Sohn, und auch er mit gutem Grunde. Denn weder der mehr antiquarische als historische Gedanke, den Titeln des Königs von Preussen die Worte „Herzog von Deutschland“ hinzuzufügen, noch eine farblos prosaische Bezeichnung hätte den idealen Zauber ersetzen können, mit welchem der Kaisernamen die Deutschen an ihr Oberhaupt bindet.

Diesen Zauber verdunkelt der Name der Vergangenheit, aber darum ist das neue Reich nicht das alte, mag auch gelehrter Scharfsinn den Beweis antreten, dass Deutschland sich in der Zeit von 1806—1871 nur im Zustande des Interregnums befunden habe. Das alte Reich sollte der Idee nach eine Erneuerung des römischen Weltreichs und zugleich eine staatliche Verkörperung der abendländischen Christenheit sein; das neue trägt keinen universalen und kirchlichen, sondern einen nationalen Charakter. Darum hat es nicht verschwommene, sondern feste Grenzen. Darum heissen das

S  
S

n

neue Reich und sein Kaiser nicht römisch, sondern deutsch. Sehr ausdrücklich hat sein Begründer die weitgehenden Machtansprüche abgelehnt, für deren Verwirklichung die Kraft Deutschlands im Mittelalter eingesetzt wurde.

Dagegen will dies Reich auch nicht nur die äussere und innere Sicherheit Deutschlands erhalten, wie der alte deutsche Bund, der sich zu einer Polizeianstalt herabwürdigen liess. An die Stelle jener Zwecke der Bundesakte setzt die Reichsverfassung den Schutz des Rechts und die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Mehrer des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung, das ist der Beruf, welchen Kaiser Wilhelm in der heute vor 25 Jahren erlassenen Proklamation für sich und seine Nachfolger in Anspruch nahm; in dem Wettkampf um die Güter des Friedens sich als Sieger zu erweisen, das ist die Aufgabe, welche er nach der Heimkehr aus dem Kriege dem deutschen Volke zuwies.

Ein nicht geringer Theil dieser Aufgabe fällt den deutschen Hochschulen zu, die an den deutschen Einheitsbestrebungen ihren rühmlichen Antheil haben. Mögen die erhabenen, seiner ganz würdigen Worte des alten Kaisers ihnen unvergessen und heilig bleiben, wie das vergossene Blut unserer Helden. Mögen sie das Palladium der Freiheit der Forschung wahren, zur Veredlung der Gesittung mitwirken und im Wettkampfe der Völker der deutschen Wissenschaft ihren ehrenvollen Rang behaupten!

Die Pro  
in Ansp  
welchen  
jeder H  
die Prt  
lassen,  
erleicht  
hervorz  
und vor  
in Aach  
Der un  
die Anh  
Ausdruc  
Wahl e  
dessen  
nur du

scissa fuer  
tate sponti

# REDEN

gehalten in der Aula am 2. Mai 1896

bei der öffentlichen Feier der Uebergabe des

## PRORECTORAT

der

UNIVERSITÄT FREIBURG

von

dem abtretenden Prorektor

Hofrat Professor Dr. von Simson

und dem antretenden Prorektor

Professor Dr. Krieg.

↔ # ↔

Freiburg i. B.  
Univ.-Buchdruckerei von Chr. Lehmann.  
1896.